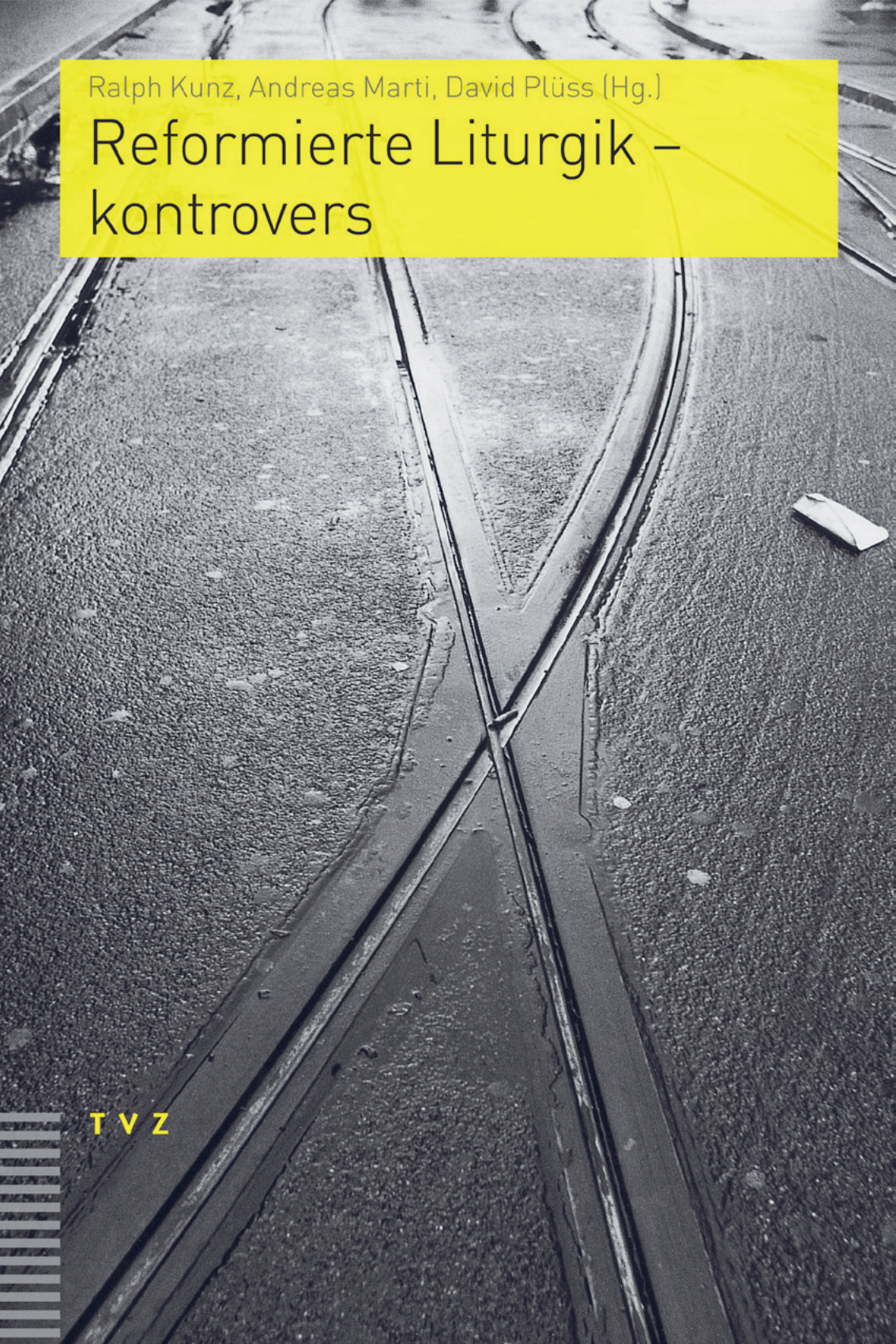


An aerial, black and white photograph of a road intersection. The road has multiple lanes, and the intersection is marked with white lines. A yellow rectangular box is overlaid on the top left portion of the image, containing text. The overall scene is a high-angle view of a paved road with some debris visible.

Ralph Kunz, Andreas Marti, David Plüss (Hg.)

Reformierte Liturgik – kontrovers

TVZ

A graphic element in the bottom left corner consisting of a series of horizontal white lines of varying lengths, creating a striped effect.

Reformierte Liturgik – kontrovers

Praktische Theologie im reformierten Kontext

herausgegeben von Maurice Baumann, Albrecht Grözinger, Gerrit Immink,
Ralph Kunz, Andreas Marti, Christoph Morgenthaler, Félix Moser, David Plüss
und Thomas Schlag

Band 1 – 2011

Die Reihe «Praktische Theologie im reformierten Kontext» versammelt Arbeiten aus der praktisch-theologischen Forschung, die in der konfessionellen Kultur der Reformierten verankert sind. Der reformierte Kontext ist einerseits Gegenstand empirischer Wahrnehmung und kritischer Reflexion und andererseits das orientierende Erbe, aus dem Impulse für die zukünftige Gestaltung der religiösen Lebenspraxis gewonnen werden. Er bildet den Hintergrund der kirchlichen Handlungsfelder, prägt aber auch gesellschaftliche Dimensionen und individuelle Ausprägungen der Religionspraxis.

Ralph Kunz, Andreas Marti, David Plüss (Hg.)

Reformierte Liturgik – kontrovers

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann unter Verwendung einer Fotografie von Torsten Andreas Hoffmann
(Ausschnitt) aus der Serie «Krethi & Plethi. Christliches und Nachchristliches in Zürich»,
1999 © Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich und Katholische Kirche
im Kanton Zürich

Satz und Layout
Claudia Wild, Konstanz

Druck
Rosch-Buch GmbH, Scheßlitz

ISBN 978-3-290-17582-5
© 2011 Theologischer Verlag Zürich
www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

7	Einleitung
11	Matthias Zeindler, Albrecht Grözinger Reformatorisch oder (post-)modern?
31	Susanne Graf-Brawand, Ueli Greminger Bekenntnisbindung oder Bekenntnisfreiheit?
51	Kristian Fechtner, Andreas Marti Kirchenjahr oder Kasus?
63	Thomas Bornhauser, Georg Vischer Innovation oder Tradition?
83	Bruno Bürki, Andrea Anker Messe oder reformiertes Abendmahl?
99	Christian Walti, Brigitte Becker Mann oder Frau?
115	Babette Mondry, Anita Zocchi Fischer Darbietung oder Partizipation?
131	Peter-Ben Smit, Christoph Sigrist Liturgie oder Diakonie?
151	Georg Pfeleiderer, Niklaus Peter Feier oder Verkündigung (Schleiermacher oder Barth)?
173	Pascale Käser-Huber, Ralph Kunz Seelsorglicher oder politischer Gottesdienst?
189	Katrin Kusmierz, Markus Giger Öffentlicher Gottesdienst oder Milieugottesdienst?
207	Matthias D. Wüthrich, Isabelle Noth Prophet oder Priester?

219	Johannes Stückelberger, Asha De Funktionaler oder sakraler Raum?
245	Alfred Aeppli, Cla Reto Famos Anhänger gewinnen oder Kunden befriedigen?
261	Andreas Marti, Harald Schroeter-Wittke Hochkultur oder Popularkultur?
277	Hans-Jürg Stefan, Andreas Hausammann Genfer Psalter oder <i>Praise and Worship</i> ?
299	André Urwyler, Irene Gysel Dialekt oder Standardsprache?
319	Christoph Müller, Matthias Krieg Laienhaft oder professionell?
333	Martin Peier, David Plüss Authentizität oder Inszenierung?
351	Brigitte Enzner-Probst, Christina Aus der Au Kopf oder Bauch?
369	Franz Christ, Ralph Kunz <i>Lectio continua</i> oder Perikopenordnung?
391	Autorinnen und Autoren

Einleitung

Als ob sie nicht schon genug zerstritten und verzettelt wären! Brauchen die Schweizer Reformierten wirklich ein Buch mit Kontroversen zu gottesdienstlichen Fragen? Vielleicht fragt sich das, wer diesen Band in die Hand nimmt.

Eines steht jedenfalls fest: Die Reformierten sind *in liturgicis* kein einzig Volk von Brüdern und Schwestern. Über die rechte Gestalt des wahren, schönen oder züchtigen Gottesdienstes wurde seit je gestritten. Anderes stand und steht zur Debatte. Sind unsere lehrhaften Gottesdienste noch zeitgemäss? Wie politisch dürfen Predigten sein? Wäre es nicht an der Zeit, dass die Reformierten das gottesdienstliche Bekennen wieder einübten? Oder: Hat die Orgel in sogenannten neuen Gottesdiensten wirklich ausgespielt? In jüngerer Zeit gab es auch Debatten darüber, ob in der Vielfalt der lokalen Traditionen und unterschiedlichsten Formen noch reformierte Identität erkennbar sei. Einige Diskussionen blieben kontrovers, wenige mündeten in Konsens, wieder andere verliefen im Sand.

Schon bei der Einführung des reformierten Abendmahls in Zürich im Frühjahr 1525 hiess es im Begleitschreiben an die Pfarrer, dass man zwar auf Gesang und Musik in der Liturgie verzichte, dass man aber nichts einzuwenden habe, wenn andere Kirchen hier «mehr Zeremonien» bräuchten. Ähnlich hat übrigens auch Martin Luther in der «Deutschen Messe» 1526 die Freiheit in den Ordnungen betont, um jede Gefahr einer Gesetzlichkeit zu bannen, doch ist die Entwicklung dort dann einen konservativeren Weg gegangen, begründet in der faktischen Übernahme bischöflicher Funktionen durch die Landesfürsten. Im Zweiten Helvetischen Bekenntnis von 1566 ist auch wieder der Gesang im Gottesdienst der Punkt, an dem sich Unterschiede zeigen. Diese Differenzen werden fast ohne Wertung konstatiert – jede Ortskirche geht da eben den Weg, der ihr angemessen scheint. Fast überflüssig ist es, an dieser Stelle auf die wohlbekannte Tatsache hinzuweisen, dass dieses Bekenntnis erst nach langen Diskussionen formuliert werden konnte und dass ein einheitliches Bekenntnis für alle reformierten Kirchen nie bestanden hat. Und so ist auch die Praxis von durchaus unterschiedlichen Konzepten ausgegangen. Während in Genf sogar das Weihnachtsfest als kirchliches Datum abgeschafft wurde, enthalten manche Psalterausgaben für die deutschen reformierten Gemeinden im 17. Jahrhundert Tabellen, welche die Psalmen den traditionellen Daten des bei den lutherischen Nachbarn gebräuchlichen Kirchenjahres zuweisen.

Für die Gegenwart hat vor acht Jahren der inzwischen verstorbene reformierte Ökumeniker Lukas Vischer in einem umfangreichen Sammelband zusammengetragen, auf wie viele unterschiedliche Weisen rund um die Welt heute reformierter Gottesdienst gefeiert wird – von hochkirchlicher Liturgie in Sinne einer «evangelischen Katholizität» über den klassischen lehrhaften Wortgottesdienst bis zu

erwecklich-pietistisch oder pfingstgemeindlich bestimmten Versammlungen, manchmal in Verbindung mit lokalen Kulturen, vereint in einem sehr weiten Sinn durch die Suche nach der Gemeinschaft mit Gott, durch die Betonung der menschlichen Gemeinschaft und durch den Bezug auf die Bibel. «Distinctions are no longer divisions» – Unterschiede können uns letztlich nicht trennen,¹ und reformierter Gottesdienst will danach auch keine konfessionellen Unterschiede dokumentieren oder gar zelebrieren, sondern schlicht «christlicher Gottesdienst» sein.

Aber die Unterschiede sind da, nicht nur zwischen den Regionen, sondern auch innerhalb derselben. Ist also bei den Reformierten alles umstritten? Sind wir ganz zerstritten? Das wäre ein schiefes Bild der Lage. Wir können in unserer Gottesdienstkultur durchaus ein historisch gewachsenes Ganzes erkennen, ein Ganzes freilich, das aufgrund der liturgischen Freiheit, die der Kirchenbuchtradition zugrunde liegt, in seiner Ausgestaltung nicht festgelegt war. Das war so, ist immer noch so und wird voraussichtlich so bleiben. Ein Systemwechsel – also die Schaffung einer verbindlichen Agenda – ist in unserer Kirchenlandschaft nicht zu erwarten.

Der Entschluss, Liturgisches kontrovers zu diskutieren, ist folglich nicht nur der Debattierlust der Herausgeber und der beteiligten Autorinnen und Autoren geschuldet. Wir reklamieren historische Evidenz und sachliche Relevanz für diese Form der Auseinandersetzung. Vor allem finden wir, dass die Kontroverse den Reformierten besonders gut ansteht. Denn in gewisser Hinsicht bleibt den Liebhabern der liturgischen Freiheit keine andere Wahl. Sie *müssen* sich auseinandersetzen. Natürlich beginnt das Gespräch nicht immer mit einem *Entweder-Oder*. Aber das wird unter Umständen erst deutlich, wenn das Strittige beim Namen genannt wird. Dann kann ein *Sowohl-als-auch* oder ein *Weder-noch* erwogen werden. Uns ging es mit dem vorgegebenen Format also nicht darum, liturgische Themen auf Alternativen zu reduzieren. «Mann oder Frau» wäre, so verstanden, etwas gar plump! Die Autorinnen und Autoren haben die Kunstform verstanden und sich gut reformiert die Freiheit genommen, auf die Weise zu streiten und zu raufen, wie es ihnen sachgemäss schien.

«Reformierte Liturgik – kontrovers» hilft, die Differenzen zu klären. Das ist nicht immer nur vergnüglich und entspannt. Da und dort werden denn auch in diesem Band Konfliktlinien erkennbar, die bis ins Fundament der Kirche reichen. Es wäre aber ganz und gar unreformiert, in fundamentalen Auseinandersetzungen nach einem Lehramt zu rufen, das sagt, was Sache ist. Die Reformierten verpflichten und bekennen sich zum *konziliaren Weg*. Auf diesem Weg gibt es nur die Macht der guten Argumente und die Bereitschaft, sich von besseren Argumenten überzeugen zu lassen. Auseinandersetzungen sind darum kein Selbstzweck. Sie

1 Lukas Vischer (Hg.): Christian Worship in Reformed Churches Past and Present. Grand Rapids 2003, S. 284.

dienen denen, die sich zusammensetzen, klare und sachlich begründete, theologisch fundierte Entscheidungen zu fällen, die in einem anderen geschichtlichen oder regionalen Kontext aber auch anders ausfallen könnten und gegebenenfalls zu revidieren sind.

Liturgische Kontroversen sind kein Selbstzweck, sondern sie zielen auf den *evangelischen Gottesdienst*. Es geht um den Gottesdienst, der im Evangelium begründet ist und Menschen den Charme evangelischer Freiheit geistreich und sinnfällig zu vermitteln vermag. Es geht um den zugleich gehaltvollen und zeitgemässen Gottesdienst. Weder historische Aufführungen noch dogmatische Finessen können das Ziel liturgischen Bemühens sein, sondern Feiern mit Geist und Stil, die für eine Botschaft stehen und von unseren Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als berührend und relevant erfahren werden.

Liturgische Kontroversen sind ein Zeichen dafür, dass der Gottesdienst noch nicht aufgegeben, dass er noch nicht in die Mottenkiste der Geschichte verstaut wurde. Fehlende Kontroversen hingegen würden darauf hindeuten, dass dem reformierten Klassiker nicht mehr allzu viel zugetraut wird. Desinteresse und Gleichgültigkeit sind weit gefährlichere Feinde des Gottesdienstes als unterschiedliche Positionen in Fragen des Inhalts oder der Gestaltung.

«Reformierte Liturgie – kontrovers» richtet sich zunächst an Liturginnen und Liturgen. Sie sind mit der liturgischen Gestaltung in besonderer Weise betraut. Und dies in einem fast gänzlich «liturgiefreien» Raum. Peter Bukowski ist beizupflichten, wenn er in der Einleitung zur «Reformierte(n) Liturgie» schreibt: «Es gibt in der ganzen Christenheit kaum ein liturgisches Konzept, welches von den Verantwortlichen mehr Kompetenz verlangt als das reformierte. Nicht einmal bei der Zusammenstellung der Lesungen und Lieder kann sich der ‹wirklich› Reformierte der Weisheit seiner Kirche anvertrauen, denn er hat ja die ‹freie Textwahl!›»² Reformierte Liturginnen und Liturgen, zumal wenn sie in einer Deutschschweizer Kirche arbeiten, sind mit einer grossen und herausfordernden Freiheit in der liturgischen Gestaltung konfrontiert. Zugleich ist der liturgiewissenschaftliche Rucksack der Vikarinnen und Vikare meist klein. Es gibt in der Deutschschweiz – abgesehen von einer neu eingeführten Langzeitweiterbildung – kein umfassendes liturgiedidaktisches Curriculum, auch wenn tendenziell der Raum, den Studierende und Lehrende der Liturgie einräumen, in den letzten Jahren gewachsen ist. Die Aneignung liturgischer Kompetenzen bleibt immer noch zu einem beträchtlichen Teil dem eigenen Bemühen überlassen. Diesen Missstand können die in diesem Band geführten Kontroversen nicht beheben. Aber vielleicht vermögen sie Liturginnen und Liturgien für Fragen der Theologie und der Gestaltung des Got-

2 Peter Bukowski: «Einführung» in die Reformierte Liturgie, in: ders.; Arend Klompmaier; Christiane Nolting; Alfred Rauhaus; Friedrich Thiele (Hg.): Reformierte Liturgie. Gebete und Ordnungen für die unter dem Wort versammelte Gemeinde, im Auftrag des Moderaments des Reformierten Bundes, Wuppertal/Neukirchen-Vluyn 1999, S. 16.

tesdienstes zu interessieren, ihre Wahrnehmung zu sensibilisieren und ihr Urteilsvermögen zu differenzieren.

«Reformierte Liturgik – kontrovers» richtet sich auch an die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker. Sie gestalten den Gottesdienst im Idealfall gemeinsam mit den Liturginnen und Liturgen. Sie verfügen nicht selten über eine gründlichere liturgische Ausbildung als die Pfarrpersonen, können allerdings diese Sachkompetenz nicht immer im geeigneten Mass in die Entscheidungsprozesse einbringen oder wagen dies – noch – nicht zu tun.

«Reformierte Liturgik – kontrovers» richtet sich aber auch und in besonderer Weise an die Gemeinden und an die Kirchenvorstände. Der reformierte Gottesdienst ist zuerst und vor allem Sache der Gemeinde und nicht der Pfarrpersonen und Kirchenmusiker. Es ist die Gemeinde, die Gottesdienst feiert, Gott anruft, zu ihm betet und sich von ihm ansprechen, befreien und segnen lässt. Liturginnen und Kirchenmusiker leisten hierzu nur Hebammendienste. Gemeinden und Kirchenvorstände bedürfen der Befähigung, sich in liturgischen Angelegenheiten einzubringen. Die Liturgie gehört der Gemeinde und ist nicht nur Sache der Liturgin, wie es oft scheinen mag. Wenn dem so ist, dann ist es dem Feiern der Gemeinde nicht zuträglich, wenn in einer Gemeinde in ganz unterschiedlicher Weise liturgisch eröffnet, Abendmahl gefeiert, getauft und gesegnet wird. Liturgie braucht wiederkehrende Formen und Texte, sonst erstickt sie in Moderation und Belehrung. Gottesdienstgemeinden brauchen liturgische Beheimatung.

Damit ist keiner liturgischen Uniformierung das Wort gesprochen. Wir haben keine festen Gottesdienstordnungen, sondern bloss ein im Gesangbuch abgedrucktes Gerüst mit hoher Variabilität in der Ausgestaltung. Lokale Traditionen sind mit guten Gründen von grösserer Bedeutung. Es geht nicht um den *einen* reformierten Gottesdienststil, sondern es geht um die *Vielfalt geprägter und gehaltvoller liturgischer Stile*. Es geht um inhaltliche und gestalterische Verbindlichkeit *in* der Vielfalt. So wie es Gott gefallen hat, Menschen auf ganz unterschiedliche Weise anzusprechen, so ist die Vielfalt der Stimmen, mit denen Menschen Gott liturgisch antworten, kein Mangel, sondern ein Gewinn. «Alles aber geschehe in der Kirche anständig und ordentlich, alles diene schliesslich der Erbauung.»³

Ralph Kunz, Andreas Marti, David Plüss

5. April 2011

3 Heinrich Bullinger: Das Zweite Helvetische Bekenntnis (1566), Kap. XXII, Zürich 1998, S. 120.

Reformatorisch oder (post-)modern?

Gemeinsam auf Gottes Wort hören – Gottesdienst reformatorisch

Matthias Zeindler

Reformierter Gottesdienst: nüchterne Intellektualität?

Beginnen wir im Historischen Museum Bern, in der Ausstellung «Bildersturm. Wahnsinn oder Gottes Wille?» im Jahre 2000/2001. Auf dem Rundgang wird man durch die farbige Vielfalt spätmittelalterlicher Frömmigkeit geführt. Man begegnet einer Christkindwiege, welche während der Weihnachtsfeiern auf dem Altar gewiegt wurde; gemalten Fasten- und Hungertüchern; einem Wägelchen mit einer Christusfigur auf einem Esel, das jeweils am Palmsonntag durch die Stadt gezogen wurde; einem Kruzifix mit beweglichen Armen und echt blutender Seitenwunde oder einer Christusfigur, welche man jeweils am Fest der Himmelfahrt ins Kirchengewölbe hinaufzog.¹ Nach diesen bunt-bewegten Eindrücken betritt man den Saal, in welchem die Reformation dargestellt wird. Und was sieht man? Einen in kühles blaues Licht getauchten Raum, und in den Vitrinen – Bücher, nichts als Bücher:² neben Bibeln Werke der Reformatoren Luther, Zwingli, Bucer und Karlstadt sowie Flugschriften anderer Autorschaft.³ Unmittelbar danach wird einem die gewaltsame Kehrseite dieser nüchternen Intellektualität vor Augen geführt: filigran gearbeitete, ergreifend ausdrucksstarke Fragmente von Heiligenfiguren, vollendete Kunstfertigkeit, in Stücke gehauen und als Material für die Aufschüttung der Münsterplattform verwendet.⁴

Ist das reformatorisch, ist das reformiert: kühl, intellektuell, distanziert, ein harter Gegensatz zur sinnenfrohen Volksreligion des Spätmittelalters? Mindestens der reformierte Gottesdienst der Reformationszeit scheint das zu bestätigen. Zwingli liess nicht nur die Kirchen von Bildwerken leerräumen, er schaffte auch den Gesang ab. Calvin führte zwar an Stelle der liturgischen Gesänge der Mönche das Psalmensingen der Gemeinde ein, untersagte aber jede instrumentale Musik im Gottesdienst. Die Orgeln wurden aus den Kirchen entfernt. Beherrschende

1 Katalog zur Ausstellung «Bildersturm. Wahnsinn oder Wille Gottes?», Zürich 2000, S. 176–279, bes. S. 220–241.

2 Der erste Satz des entsprechenden Kapitels im Katalog benennt das museumspädagogische Konzept: «Die Reformation war ein Sieg des Wortes über das Bild.» (A. a. O., S. 290)

3 A. a. O., S. 290–303.

4 A. a. O., S. 316–330.

Mitte des Gottesdienstes war die Verkündigung des Evangeliums, die Predigt also. Man bekommt den Eindruck, dass auch der reformierte Gottesdienst der Reformationszeit gleichsam in ein kühles, blaues Licht getaucht ist.

Bis heute vermittelt der reformierte Gottesdienst weit herum diesen Eindruck. Stichworte, die rasch zur Hand sind, lauten: wort- und kopflastig, arm an Bildern und Symbolen, an Gesten und Gerüchen, an liturgischen Elementen und Momenten der Stille. Zwar haben die Reformierten in den vergangenen Jahrzehnten kräftig aufgeholt und von Taufkerzen über gemeinsam gebetete Psalmen bis hin zu liturgischen Gewändern in diversen Farben viel Neues eingeführt. Diese Neuerungen wirken aber nicht selten improvisiert und un gelenk und bestätigen auf ihre Art, dass sie in dieser Kirche noch auf keiner Tradition basieren. Nach wie vor gilt die reformierte Kirche als Kirche der Rede, des Gedankens, des Wortes.

Mit den Diskussionen über gottesdienstliche Neuerungen stellt sich jeweils auch die Frage nach dem unterscheidend Reformierten, nach dem, was die Identität eines reformierten Gottesdienstes ausmacht. Ist es die erwähnte sinnliche Nüchternheit, so dass ein Mehr an Farben oder an Bildern ein Abweichen vom reformierten Pfad der Tugend bedeuten würde? Oder ist es eine bestimmte musikalische Tradition – beispielsweise der Genfer Psalter –, und die Aufführung eines Songs aus «Sister Act» ist deshalb nicht mehr wahrhaft reformiert? Was kann als reformierte Gottesdienstbekleidung durchgehen: ein schwarzer Talar, ein dunkler Anzug, oder ist auch ein beiger Talar mit Stola zulässig? Oder muss man möglicherweise ganz anders ansetzen, nicht bei der Definition einer Tradition, sondern indem man feststellt, das wesenhaft Reformierte der reformierten Kirche bestehe darin, dass sie sich immer wieder reformieren lasse (*semper reformanda*)?⁵ Was in Bezug auf den Gottesdienst doch wohl heisst: Reformiert ist ein Gottesdienst insofern, als er sich stets neu der Frage aussetzt, was hier und jetzt nicht nur inhaltlich, sondern auch liturgisch, ästhetisch und musikalisch am Platz und an der Zeit ist. Bei der Suche nach einer Antwort wollen wir uns den reformierten «Gründervätern» zuwenden.

Reformierter Gottesdienst: Verkündigung des Evangeliums

Innerhalb der Reformation waren es besonders die Reformierten, welche den Gottesdienst auf wenige elementare Vollzüge *reduziert* haben. Christus, so Heinrich Bullinger, hat die Riten der Israeliten abgeschafft und stattdessen «die gottesdienstliche Versammlung eingesetzt; dort soll man nach seinem Willen zu seinem Ruhm und unserem Nutzen das Wort Gottes aus der Heiligen Schrift predigen

5 Zur Bedeutung der Formel: Eberhard Busch: Reformiert. Profil einer Konfession, Zürich 2007, S. 15–18; Emidio Campi: «Ecclesia semper reformanda»: Metamorphosen einer alterwürdigen Formel, in: Zwingliana 37 (2010), S. 1–19.

und auslegen, gemeinsam beten und die Sakramente austeilen und empfangen».⁶ Auch für Calvin ist den Christen für ihre Feiern durch die Bibel «im Wesentlichen dreierlei» geboten, «nämlich die Verkündigung seines Wortes, die feierlichen öffentlichen Gebete und die Verwaltung der Sakramente».⁷ Die Sakramente versteht der Genfer Reformator dabei als «sichtbares Wort»,⁸ also als Verkündigung in anderer Form. Und das Gebet steht den beiden Verkündigungsformen gegenüber insofern an zweiter Stelle, als es «die wichtigste Gestalt der Dankbarkeit ist»,⁹ also zur menschlichen Antwort auf das gehört, was durch die Predigt und die Sakramente mitgeteilt worden ist. Damit läuft die reformierte Reduktion des Gottesdienstes auf das hin, was Philipp Melanchthon in der «Apologie des Augsburger Bekenntnisses» schreibt: «Der wichtigste Gottesdienst ist die Evangeliumsverkündigung.»¹⁰

Hier sind wir beim Kernanliegen der Reformation und damit des reformatorischen Gottesdienstes: Den Menschen soll das Evangelium zu Gehör gebracht werden. Der Akzent liegt dabei ganz auf demjenigen, *was* verkündigt werden soll, dem Evangelium. In seiner ersten reformatorischen Schrift hält Zwingli fest, das Evangelium sei «ja nichts anderes als die gute Botschaft von der Gnade Gottes».¹¹ Die Botschaft also, dass der Gott Jesu Christi, der Gott der Bibel, einer ist, auf den man sich im Leben und im Sterben verlassen kann, ein Gott, der ohne Vorleistung von unserer Seite zu uns kommt und bei uns bleibt. Ein Gott aber auch – darauf legten die Reformierten immer besonderen Wert –, der unser Leben seinem guten Willen gemäss umgestalten und uns damit zu wahrhaft freien Menschen machen will. Beide Seiten von Gottes Handeln bringen verdichtet die ersten beiden Thesen der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 zum Ausdruck:

Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.¹²

6 Heinrich Bullinger: Schriften IV, Zürich 2006, S. 495.

7 Johannes Calvin: Die Genfer Gottesdienstordnung von 1542, Calvin-Studienausgabe 2, 137–225.153.

8 Ebd.

9 Heidelberger Katechismus Frage 116, zitiert nach: Georg Plasger; Matthias Freudenberg: Reformierte Bekenntnisschriften. Eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart, Göttingen 2005, S. 183.

10 Philipp Melanchthon: Apologie 15,42, zitiert nach: Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Ausgabe für die Gemeinde, Gütersloh 1986, S. 332.

11 Huldrych Zwingli: Die freie Wahl der Speisen (1522), in: Schriften I, 13–73.29.

12 Zitiert nach: Karl Barth, Texte zur Barmer Theologischen Erklärung, hg. von Martin Rohkrämer, Zürich 1984, S. 2 f.

Diese Entdeckung macht das Zentrum der kirchen- und gesellschaftsverändernden Kraft der Reformation aus,¹³ und es ist nur konsequent, wenn das Entdeckte auch das Zentrum des reformatorisch verstandenen Gottesdienstes ausmacht. Für die Fragestellung, was eigentlich den reformierten Gottesdienst ausmache, können wir festhalten: Für die Reformatoren war das Entscheidende ein Inhalt, nicht eine Form. Reformatorischer Gottesdienst ist evangelischer Gottesdienst, Gottesdienst, in welchem die freimachende Barmherzigkeit Gottes hör- und erfahrbar werden soll.

Die Verkündigung des Evangeliums, das war für die Reformierten klar, muss *biblische* Verkündigung sein. Denn das Alte und das Neue Testament bezeugen uns jene Taten Gottes, welche unser Vertrauen auf ihn begründen. Allerdings beginnt man bereits früh damit, das Wort Gottes mit der Bibel direkt zu *identifizieren*. So steht im Zweiten Helvetischen Bekenntnis zu lesen: «Wir glauben und bekennen, dass die kanonischen Schriften der heiligen Propheten und Apostel beider Testamente das wahre Wort Gottes sind.»¹⁴ Heute, nach der neuzeitlichen Krise der so verstandenen «Heiligen Schrift» und nach schmerzhaften Erfahrungen mit allerlei Fundamentalismen, werden wir hier stärker unterscheiden. Die Bibel *ist* nicht Gottes Wort, sie kann es aber je und je werden, wo Gott sie dafür in Gebrauch nimmt.¹⁵ Das ändert nichts daran, dass reformierter Gottesdienst sich auszeichnet durch seine Konzentration auf die Bibel.

Für die Reformierten war dabei klar: Die von der Bibel bestimmte gottesdienstliche Verkündigung ist ein primär *sprachlicher* Vorgang. Bei diesem prinzipiellen Vorrang des gesprochenen Wortes ist es trotz aller Veränderungen bis heute geblieben. Das hat gute Gründe, und die sind wiederum theologischer Art. Gottes Handeln, so kann man zusammenfassend sagen, zielt in der Bibel auf Gemeinschaft mit der Schöpfung. Diese Gemeinschaft ist im Falle des Menschen eine Gemeinschaft in Freiheit: Gott will den Menschen als seinen Partner, seine Partnerin.¹⁶ Sprache ist wie kein anderes das Medium der Gemeinschaft und der Frei-

13 Das Welt-, Kirchen- und Frömmigkeitsverständnis im Spätmittelalter «war unmittelbar mit der Grundvorstellung von einem gnaden- und heilsbezogenen Zusammenwirken von Gott und Mensch verknüpft.» (Berndt Hamm: Einheit und Vielfalt der Reformation – oder: was die Reformation zur Reformation machte, in: ders.; Bernd Moeller; Dorothea Wendebourg: Reformationstheorien. Ein kirchenhistorischer Disput über Einheit und Vielfalt der Reformation, Göttingen 1995, S. 57–127.70) Die Reformation vollzog eine radikale Absage an die Idee eines menschlichen Mitwirkens am Heil, was sich exemplarisch an den bekannten Sola-Formeln zeigt (*solus Christus, sola gratia, sola fide, sola scriptura*).

14 Zitiert nach: Plasger; Freudenberg, Reformierte Bekenntnisschriften, S. 192. (Anders Luther.)

15 In Karl Barths Formulierung: «Die Schrift ist heilig und Gottes Wort, indem sie der Kirche durch den Heiligen Geist zum Zeugnis von Gottes Offenbarung wurde und werden wird.» Karl Barth: Die Kirchliche Dogmatik I/2, Leitsatz zu § 19, S. 505)

16 Zu einem theologischen Verständnis der menschlichen Freiheit: Christoph Schwöbel: Imago Libertatis. Freiheit des Menschen und Freiheit Gottes, in: ders.: Gott in Beziehung. Studien zur Dogmatik, Tübingen 2002, S. 227–256.

heit.¹⁷ Sprachliche Mitteilung zielt auf Kommunikation. Sie geht aus von einem freien Subjekt und ist an ein freies Subjekt adressiert. Der Sprecher erwartet deshalb auf eine Äußerung hin vom Gegenüber eine Stellungnahme. In dieser Wechselseitigkeit setzt der sprachliche Austausch nicht nur Freiheit voraus, sondern ist Freiheit im Vollzug und erzeugt damit neue Freiheit. Natürlich wird durch Sprache häufig auch Zwang ausgeübt und Gewalt angetan, wir kennen dafür genug Beispiele in Geschichte und Gegenwart. Das ändert aber nichts daran, dass sie das eigentliche Medium von Freiheit und Gemeinschaft ist, das Medium partnerschaftlichen Zusammenlebens. Aus diesem Grund will sich die Beziehung zwischen Gott und Mensch im Medium der Sprache vollziehen. Verkündigung im Medium der Sprache ist die angemessene Form für das, was verkündigt wird: Gottes unbedingten Willen, mit uns Gemeinschaft zu halten.

Reformierter Gottesdienst: Dienst Gottes und Dienst des Menschen

Wer eigentlich handelt im reformatorisch verstandenen Gottesdienst? Auch hierzu geben die Reformatoren eine klare Antwort. Wenn sie danach gefragt werden, woran man denn die wahre Kirche erkennen könne, erwähnen sie übereinstimmend das, was Calvin so ausdrückt:

Denn überall, wo wir wahrnehmen, dass Gottes Wort lauter gepredigt und gehört wird und die Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet werden, lässt sich auf keinerlei Weise daran zweifeln, dass wir eine Kirche Gottes vor uns haben.¹⁸

Kirche ist immer dort, wo Verkündigung stattfindet sowie getauft und das Abendmahl gefeiert wird. Man mag diese Kennzeichnung der Kirche als knapp, ja als reduziert empfinden – immerhin fehlen so wichtige Aspekte des Kircheseins wie das Tun des Willens Gottes oder der Einsatz für die Marginalisierten. Es geht Calvin und den übrigen Reformatoren aber nicht um eine umfassende Beschreibung, sondern darum, das zu benennen, worin die Kirche *gründet*. Verkündigung und Sakramente sind die Konstitutionsmerkmale der Kirche, jene Vollzüge, durch welche Gott seine Kirche immer neu ins Leben ruft. Es ist für unser Thema von grundlegender Bedeutung, dass bei den Konstitutionsmerkmalen der Kirche *gottesdienstliche* Vollzüge erwähnt werden. Denn das bedeutet nicht weniger, als dass Gott seine Kirche durch den Gottesdienst immer neu ins Leben rufen will.

Das hat auch für die Frage nach den Subjekten des Gottesdienstes eine gewichtige Konsequenz. Denn wenn im Gottesdienst Gott bei den Menschen Glauben,

17 Dazu auch Matthias Zeindler: *Erwählung. Gottes Weg in der Welt*, Zürich 2009, S. 31–134.

18 Johannes Calvin: *Institutio Christianae Religionis* IV, 1,9. Die *Confessio Augustana* bezeichnet die Kirche prägnant als «die Versammlung aller Gläubigen», «bei denen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.» (CA 7, zitiert nach: *Unser Glaube*, S. 64)

Hoffnung und Liebe wecken und auf diese Weise seine Kirche aufbauen will, dann ist diese Feier in erster Linie Dienst Gottes am Menschen. Wie Karl Barth sagt: «Der kirchliche Gottesdienst ist zuerst, er ist primär, ursprünglich, substantiell göttliches [...] Handeln.»¹⁹ Der christlichen Gemeinde ist deshalb verheissen, dass Gott durch das Wirken seines Geistes in ihrem Gottesdienst gegenwärtig werden will. Damit ist das gottesdienstliche Handeln der Menschen vom Zwang entlastet, göttliche Präsenz in irgendeiner Weise zu produzieren. Das menschliche Handeln kann auch in seinen gelungensten Gestalten nur in der *Erwartung* von Gottes Gegenwart geschehen. Nochmals Barth: «Dass dieser Dienst Gottesdienst ist, das schafft nicht der Mensch, das schafft Gott ganz allein. Er, *Gott*, will es, dass Gottesdienst gefeiert werde; *Gott* stellt die dazu geeigneten Mittel bereit; *Gott* bezeugt durch sie seine Gnade; *Gott* erweckt, reinigt und fördert damit den Glauben.»²⁰ Primäres Subjekt des Gottesdienstes ist von Anfang bis Ende Gott.

Damit wird freilich das menschliche Handeln im Gottesdienst nicht entwertet, der Mensch nicht aus seiner Verantwortung für diese Feier entlassen. Subjekt des Gottesdienstes ist auch der Mensch. Ohne sein sorgfältiges, tätiges, kreatives Wirken findet keine Verkündigung statt und werden weder Taufe noch Abendmahl gefeiert. Ohne dieses Wirken gibt es auch keine entsprechenden Räume, keine Lieder und keine instrumentale Musik. Ohne das Wirken von Menschen wird vor allem das Verkündigte nicht gehört und angeeignet, treten keine Feiernden an den Abendmahlstisch, stimmt niemand in Lieder und Gebete ein. Der Gottesdienst ist von Anfang bis Ende auch menschliches Handeln. Allerdings – diese Differenz unterstreicht Karl Barth nachdrücklich – hat dieses Handeln seine Grenzen. Der Mensch gibt nicht den Auftrag zum Gottesdienst, er entscheidet nicht über dessen Inhalt, und von ihm hängt zuletzt auch nicht das Gelingen des Gottesdienstes ab. Dieser ist deshalb «sekundär, abgeleitet, akzidentiell ein menschliches Handeln».²¹ Er ist es in dem Sinne, dass Gott dieses begrenzte menschliche Handeln dafür in Anspruch nehmen will, seinem Handeln zu *dienen*.

Weil nun das menschliche Handeln im Gottesdienst unter dieser Perspektive steht, kann es nur in allerhöchster Verantwortung geschehen. Denn die Menschen, die Gottesdienst halten und feiern, geben zwar weder den Auftrag noch den Inhalt, sie können aber beides verfehlen und damit das Gelingen des Gottesdienstes verhindern. Gerade weil der Gottesdienst unter der Verheissung göttlichen Handelns stattfindet, bedürfen seine Vorbereitung und seine Durchführung grösster Aufmerksamkeit. Dabei gibt es in diesem Drama keine Nebendarsteller – weil alle Mitwirkenden Teil dieses Geschehens, alle aber auch Adressaten des Evangeliums sind. Ob das die Pfarrerin ist, welche Texte und Lieder auswählt, die Predigt aus-

19 Karl Barth: Gottesdienst und Gotteserkenntnis nach reformatorischer Lehre. Zwanzig Vorlesungen über das Schottische Bekenntnis von 1560, Zollikon-Zürich 1938, S. 185.

20 Ebd.

21 Ebd.

arbeitet und die Liturgie gestaltet, der Organist, welcher die musikalische Unterstützung des Gesangs verantwortet, die Sigrstin, welche den Gottesdienstraum vorbereitet und die Ankommenden begrüsst, oder die Glieder der Gemeinde, welche hören, mitdenken, singen und beten – all dieses Tun ist mitentscheidend dafür, ob in diesem Gottesdienst Gott gegenwärtig wird und dadurch Menschen in die Gemeinschaft mit ihm kommen.

Reformierter Gottesdienst: Vertrauen auf den Reichtum des Wortes

Grundzug des reformatorisch verstandenen Gottesdienstes, so haben wir gesehen, ist die Verkündigung des Evangeliums. Er geschieht im Vertrauen darauf, dass Gott den Menschen in seinem Wort begegnen will. Reformatorischer Gottesdienst wird von da her im Kern immer Verkündigung sein: Auslegung von biblischen Texten im Horizont heutiger Erfahrung und Bemühung um Aneignung biblischer Texte auf gegenwärtiges Leben hin.

Die Kirchen der Reformation – und im Besonderen die reformierten Kirchen – verstehen sich deshalb als Kirchen des *Wortes*.²² Heisst das aber, dass sie auch die Kirchen der Wörter, des Redens, ja, des Hirns sind? Diese Verwechslung gehört zu den fatalen Missverständnissen in den reformatorischen Kirchen. Dass Gott uns durch die Sprache begegnen will, kann nicht heissen, dass in seinen Gottesdiensten nur noch doziert, informiert, erklärt, aufgefordert wird. Sprache, welche Menschen für den Glauben an den menschenfreundlichen Gott gewinnen will, muss im Gegenteil zusprechende, überzeugende, einladende Sprache sein. Wenn Gott mich anspricht, überwindet er «die Distanz zwischen meinen kopflosen Leidenschaften und meinem herzlosen Kopf».²³

Eines freilich ist wichtig bei der Beurteilung des zentralen Stellenwerts des gesprochenen Wortes im evangelischen Gottesdienst: Die scheinbare Nüchternheit des Gottesdienstes ist theologisch gesehen nichts anderes als Ausdruck eines grossen Vertrauens in den Reichtum des verkündigenden Wortes – des Vertrauens, dass in diesem Wort und durch dieses Wort uns derjenige begegnet, der von sich gesagt hat, er sei «gekommen, damit sie das Leben in Fülle haben» (Joh 10,10). Wenn der reformatorisch verstandene Gottesdienst also nüchtern ist, dann ist dies eine Nüchternheit der Erwartung; der Erwartung von Gottes Reichtum.

Das Vertrauen darauf, dass sich Gottes Reichtum durch das verkündigende Wort erschliessen wird, verpflichtet die reformierte Kirche auf einen besonders sorgfältigen Umgang mit der Sprache. Es geht dabei nicht bloss um Rhetorik in einem oberflächlichen Sinne, sondern um die Frage, welche Sprache dem Inhalt der Verkündigung angemessen ist. Diese Frage ist zum einen eine theologische, sie

22 Reformierte Pfarrer und Pfarrerinnen heissen entsprechend Diener und Dienerinnen am Wort Gottes, *Verbi Divini Minister/Ministra*.

23 Hans Weder: Neutestamentliche Hermeneutik, Zürich 1986, S. 216.

ist aber im gleichen Masse auch eine ästhetische, eine poetologische Frage. Und es ist – das sei nicht vergessen – eine zutiefst seelsorgerliche Frage. Eine aufmerksame Verkündigungssprache erfordert theologische, literarische und seelsorgerliche Sensibilität in gleichen Massen.²⁴

Trotz alledem: Wenn der nüchterne reformierte Gottesdienst heutigen Menschen den Zugang zur erfreulichen Botschaft von Gottes Gemeinschaft mit uns verstellt, muss er kritisch überdacht werden. Die Entscheidungen aus der Reformationszeit, Bilder oder instrumentale Musik aus dem Kirchenraum zu eliminieren, dürfen nicht als kanonisch missverstanden werden. Diese Entscheidungen sind damals um der Konzentration auf das verkündigte Wort willen gefallen, und in diesem Sinne müssen sie nach wie vor ernst genommen werden – aber *nur* in diesem Sinne. Leichtfertig wird man auch dann auf die Zentralität der Predigt nicht verzichten wollen. Konzentration auf das verkündigende Wort muss für den Gottesdienst einer Kirche zentral bleiben, die darauf vertraut, dass Gottes erfreuliche Botschaft sie durch die Auslegung des biblischen Textes erreichen will.

Im Übrigen bleibt auch die Klage über gottesdienstliche Nüchternheit natürlich zeitbedingt. Schon jetzt wird bei manchen das Bedürfnis nach Bildhaftigkeit und Farbigkeit abgelöst durch ein Bedürfnis nach Askese und Einfachheit. Aus diesem Grund gewinnen gewisse reformatorischen Entscheidungen unter heutigen Bedingungen wieder ungeahnte Aktualität, so beispielsweise das Bilderverbot.²⁵

Reformierter Gottesdienst: Einheit und Vielfalt

Wir sprechen also von einem Primat, nicht von einer Exklusivität der Sprache. Wenn Verkündigung der Grundzug des reformatorischen und damit auch des reformierten Gottesdienstes ist, dann ergibt sich daraus keine Beschränkung der Medien auf die gesprochene Sprache, es ergibt sich aber auch sonst keine prinzipielle Begrenzung der möglichen Formen. Grundsätzlich gibt es keine liturgische Form, welche durch das Kriterium der Evangeliumsverkündigung aus dem reformatorisch verstandenen Gottesdienst ausgeschlossen wäre – sofern sie erkennbar bleibt als Auslegung und Aneignung des biblischen Textes. Auslegung und Aneignung des biblischen Textes können in vielerlei Gestalten geschehen: im diskursiven und im poetischen Wort, in Bild und Musik, in Gestus und Tanz. Die reformatorischen Kirchen haben in den vergangenen Jahrzehnten vieles von den liturgischen Schätzen anderer Kirchen schätzen gelernt und dabei entdeckt, dass Gott sich auch durch Instrumentalmusik, Stille oder bildende Kunst den Menschen mitteilen kann. In dem Masse, da solche Formen den biblischen Text erhellen, ihn für die Gegenwart zum Sprechen bringen und so seine Verheissung und

24 Weiterführende Überlegungen dazu bei Albrecht Grözinger: Toleranz und Leidenschaft. Über das Predigen in einer pluralistischen Gesellschaft, Gütersloh 2004, S. 217–230.

25 Vgl. Matthias Krieg u. a. (Hg.): Das unsichtbare Bild. Die Ästhetik des Bildverbots, Zürich 2005.

seinen Anspruch erfahrbar machen, können sie genuine Formen des reformatorischen Gottesdienstes werden.

Kirche besteht laut reformatorischer Überzeugung dort, wo das Evangelium verkündigt und die Sakramente gefeiert werden. Nach dem bisher Gesagten könnte der Anschein entstanden sein, dass die Sakramente der Verkündigung gegenüber nun doch zweitrangig sind. Zwischen Sakramenten und der Verkündigung besteht aber eine tiefe innere Verbindung: Die Sakramente sind nach dem Verständnis der Reformatoren sicht- und greifbarer Ausdruck dessen, was in der Verkündigung ausgesagt wird. Calvin nimmt ausdrücklich die Begriffsbestimmung von Augustin auf, wenn er festhält, dass ein Sakrament dort entsteht, wo zu einem Element (Wasser, Brot, Wein) ein bestimmtes Wort hinzukommt – ein Sakrament ist «nie ohne eine vorausgehende Verheissung».²⁶ Gott, so Calvin weiter, hat dem gepredigten Wort das Sakrament hinzugefügt, weil wir als sinnliche Wesen durch letzteres einen leichteren Zugang zur Wahrheit des Evangeliums bekommen. Die Sakramente sind so verstanden Ausdruck dafür, dass Gott uns mit seiner Wahrheit als *ganze* Menschen ergreifen will. Ihre zentrale Stellung im reformatorischen Gottesdienst belegt, dass dieser nie als bloss intellektualistische Veranstaltung gemeint war. Dies bedingt allerdings, dass die Sakramente den ihnen gebührenden Platz auch wirklich bekommen – allzu oft fristet vor allem das Abendmahl im reformatorischen Gottesdienst noch eine Randexistenz. Und noch etwas: Das reformierte Verständnis des Abendmahls bedingt weiter, dass die sinnliche Dimension in der Feier des Abendmahls tatsächlich zur Geltung kommt!

Reformierter Gottesdienst: Individualität und Gemeinschaft

Der reformatorisch verstandene Gottesdienst ist ein sozialer Vorgang. Dies einmal in einem ganz buchstäblichen Sinne: Eine Gruppe von Menschen kommt in einem Raum zusammen, um gleichzeitig an derselben Veranstaltung teilzunehmen. Der Gottesdienst ist aber noch in einem tieferen, einem theologischen Sinne ein sozialer Vorgang. Wenn Gott durch diese Feier seine Kirche ins Leben ruft und am Leben erhält, dann begründet er in dieser Feier die Kirche auch als Gemeinschaft, als *communio sanctorum*. Ihren Ausdruck findet diese Überzeugung in der schlichten Tatsache, dass die Anwesenden in der Regel als «liebe Gemeinde» angesprochen werden, und nicht etwa als «liebe Besucherinnen und Besucher». Glaube ist immer gemeinschaftlicher Glaube: Indem Gott Glauben schafft, schafft er die Gemeinschaft der Glaubenden.²⁷ Der erste und zentrale Ort, wo diese Gemeinschaft

²⁶ Calvin, Institutio IV, 14,3.

²⁷ Diesen Zusammenhang betont besonders Dietrich Bonhoeffer: «Wie aber mit der urständlichen Gottesgemeinschaft auch die menschliche Gemeinschaft zerriss, so ist dort, wo Gott die Gemeinschaft des Menschen mit sich wieder herstellt, die Gemeinschaft unter Menschen wieder herge-

geschaffen, erhalten und erneuert wird, ist der Gottesdienst als der Ort, wo das Evangelium verkündigt und gehört wird.²⁸

Im Gottesdienst wird aber nicht nur Gemeinschaft, sondern auch Individualität begründet. Das zeigt sich am Sonntagmorgen daran, dass die einen sich gerne neben andere setzen, während es auch solche gibt, die gezielt einen Platz abseits suchen. An dieser Sitzordnung zeigt sich bildlich, dass die biblische Botschaft individuell gehört und in den eigenen Lebenszusammenhang integriert wird. Auch diese Tatsache hat ihre theologische Tiefendimension: Gott spricht unterschiedliche Menschen verschieden an, er hält nicht für jeden und jede dasselbe bereit, sondern stets genau dasjenige, dessen ein Mensch in seiner Lage hier und jetzt bedarf. Wie der Gottesdienst sozialisiert, so individualisiert er auch.

Es wäre deshalb falsch, Gottesdienst zu stark mit erfahrbarer Gemeinschaft kurzzuschliessen. Nicht alle, die ihn aufsuchen, haben das Bedürfnis nach anschliessendem Kirchenkaffee. Einen Ernstfall gibt es allerdings, wo sichtbar werden muss, dass die gottesdienstliche Individualität etwas anderes ist als Vereinzelung oder gar Trennung. Dieser Ernstfall ist das Abendmahl. Es ist kein Zufall, dass der Friedensgruss Bestandteil auch der reformierten Abendmahlsliturgie ist. Der Friedensgruss will ganz handfest verstanden werden: Wer gemeinsam zum Abendmahl kommt, muss sich vorher versöhnen. Nur wer sich die Hand reicht, kann mit dem andern Brot und Wein geniessen. Alles andere wäre Verrat am Leib Christi, als der die Gottesdienstgemeinde am Tisch des Herrn zusammenkommt.²⁹ Ob dem in heutigen (schweizerisch-)reformierten Abendmahlsliturgien, in denen Hinweise auf Schuld und Versöhnung in der Regel fehlen und häufig ausnahmslos alle eingeladen werden, hinreichend Rechnung getragen wird, ist allerdings eine Frage, die weit über die Thematik hinausgeht, die mir für diesen Aufsatz aufgegeben war.

stellt.» Dietrich Bonhoeffer: *Sanctorum Communio*. Eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche [DBW 1], München 1986, S. 91.

28 So auch Eberhard Jüngel: «Verkündigung des Evangeliums ist [...] ein eminent *sozietares* Ereignis. Sie ist *versammelnde* Sprache.» Eberhard Jüngel: *Der evangelisch verstandene Gottesdienst*, in: ders.: *Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens*. Theologische Erörterungen III, München 1990, S. 283–310.297.

29 «Der Kelch des Segens, über den wir den Lobpreis sprechen, ist er nicht Teilhabe am Blut Christi? Das Brot, das wir brechen, ist es nicht Teilhabe am Leib Christi? Weil es *ein* Brot ist, sind wir, die vielen, *ein* Leib. Denn wir alle haben teil an dem einen Brot.» (1Kor 10,16 f)

«... als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang» – Gottesdienst postmodern

Albrecht Grözinger

Reformierter Gottesdienst – postmodern gelesen

Die Ausführungen von Matthias Zeindler bestechen durch ihren reflektierten Bezug auf die grossen Theologen der reformierten Tradition. Es haben ihren Auftritt Zwingli, Calvin und Barth. Und sie treten auf als normative Denker. Von ihnen und an ihnen haben wir zu lernen, was reformierter Gottesdienst sei. Dem kann und will ich nicht widersprechen.

Nun ist mir von den Herausgebern die Aufgabe gestellt, den reformierten Gottesdienst «postmodern» zu reflektieren. Um es gleich zu sagen: Natürlich ist reformatorisch und postmodern kein Gegensatz. Wie ja auch die Alpen und das Mittelmeer kein Gegensatz sind. Gleichwohl macht es Sinn, die beiden Wörtlein «reformatorisch» und «postmodern» in eine Spannung zu setzen. In dieser Spannung mögen sie sich gegenseitig beleuchten und interpretieren.

Vielleicht sind es ja weniger die Inhalte und Ergebnisse des «reformatorischen» und «postmodernen» Zugangs, die Unterschiede markieren, als die Art und Weise der Reflexion selbst. Bei der Lektüre des Textes von Matthias Zeindler erwachte in mir Zustimmung in vielen, vielen Punkten und Aspekten und zugleich entstand der starke Eindruck: So kannst du das selbst nicht denken und ausdrücken, das muss noch einmal anders geschehen.

Die Postmoderne ist ja nun ihrerseits etwas alt geworden. Und es lässt sich in der Tat fragen, ob es noch Sinn ergibt mit diesem Begriff, der in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine grosse Karriere antrat, unsere nun doch sehr anders gewordene Gegenwart zu beschreiben. Hält man sich an Wolfgang Iser, der wie kein anderer Voraussetzungen und Konturen der Postmoderne reflektiert hat, und seine inhaltliche Bestimmung dessen, was als Postmoderne verstanden werden kann, dann wird aber doch deren aktueller Kern sichtbar. Postmoderne meint dreierlei: Zum Einen die Wahrnehmung unserer Wirklichkeit in ihrer unhintergehbaren Pluralität, wobei in diese Wahrnehmung durchaus ein normativer Kern eingeschrieben ist: Pluralität soll nicht nur erduldet, sondern als Lebensform angenommen werden. Zweitens geht es um eine bestimmte Reflexionsform, um eine «transversale Vernunft» (Iser), um ein «schwaches Denken» (Lyotard). Und schliesslich geht es um ein bestimmtes Verständnis menschlicher Subjektivität und Individualität. Alle diese drei Dimensionen der Postmoderne können unsere Reflexion über den reformierten Gottesdienst anregen.

Gottesdienst wahrnehmen – mehr beschreiben, als definieren

Manfred Josuttis hat in einer Diskussion einmal geäussert, in einem protestantischen Gottesdienst könne man ständig Dinge beobachten, die es gemäss den Normen einer protestantischen Liturgik eigentlich nicht geben dürfte. Josuttis hat diesen Satz weniger als Kritik an der aktuellen Wirklichkeit unserer Gottesdienste verstanden, als vielmehr als Kritik an der Theorieform protestantischer Liturgik. Steile Liturgien imaginieren Gottesdienste, die es gar nicht gibt und wohl auch nicht geben sollte. Steile Liturgien repräsentieren eine «starke» Denkform, die aber immer in der Gefahr ist, den «wirklichen» Gottesdienst zu verfehlen.

Liturgische Reflexion tut gut daran, sich an dem zu orientieren, was der italienische Philosoph Gianni Vattimo das «schwachen Denken» (*pensiero debole*) genannt hat. «Schwach» meint hier nicht defizitär, sondern beschreibt eine eigentümliche Leistung des Denkens. Das schwache Denken bleibt skeptisch gegenüber allen ontologischen und systemischen Annahmen und Ansprüchen. Das schwache Denken lässt sich weniger als Position, sondern besser als Bewegung begreifen. Eine Bewegung, die sich den Phänomenen, die sie in den Blick nimmt, eher anschmiegt, als sie gleich in ein theoretisches Konstrukt einzuordnen. Das schwache Denken ist skeptisch gegenüber abschliessenden Interpretationen. Das schwache Denken versucht die Konsequenzen aus der Einsicht zu ziehen, «dass sich das Denken nicht mehr als Widerspiegelung objektiver Strukturen betrachten kann, sondern nur als riskante Interpretation von Ererbtem, von Appellen, von Ursprüngen».³⁰

Die Theorieform der Liturgik wäre also eine sich an das Geschehen des Gottesdienstes anschmiegende Phänomenologie, die nicht mit Definitionen startet und auch nicht bei Definitionen endet und dabei doch nicht im nur Ungefähren bleibt. Ich finde ein solches Denken bei einem der drei Hauptzeugen des Textes von Matthias Zeindler, nämlich Karl Barth – ein Zeuge des *pensiero debole avant la lettre*. Gerade die frühen Aufsätze Karl Barths zu Predigt und Gottesdienst, die – sozusagen – die heisse Phase der Dialektischen Theologie repräsentieren, fangen in der Regel nicht mit steilen Definitionen an, sondern mit einem genauen Hinsehen:

Wenn am Sonntag morgen die Glocken ertönen, um Gemeinde und Pfarrer zur Kirche zu rufen, dann besteht da offenbar die Erwartung eines grossen, bedeutungsvollen, ja entscheidenden Geschehens. Wie stark diese Erwartung in den etwa beteiligten Menschen lebt, ja ob da überhaupt Menschen sind, die sie bewussterweise hegen, darauf kommt jetzt gar nichts an. Die Erwartung besteht, sie liegt in der ganzen Situation. Da ist eine uralte ehrwürdige Institution, oft und schwer angegriffen von aussen und noch öfter und schwerer kompromittiert von innen, aber von unverwüster Lebens- oder sagen wir Daseinskraft, wandlungsfähig und beharrlich zugleich, altertümlich und in der Regel auch modern (was jeweiligen gerade modern heisst), obwohl sie beides nicht

30 Gianni Vattimo: Glauben – Philosophieren, Stuttgart 1997, S. 42.

gerne wahrhaben will, den schwersten intellektuellen, politischen, sozialen und sogar religiösen Erschütterungen bis jetzt siegreich gewachsen – und wie sollte sie es nicht auch in Zukunft sein? Ihr Vorhandensein begründet auf einen Anspruch, der in groteskem Widerspruch zu stehen scheint mit den Tatsachen und dessen Berechtigung und Möglichkeit doch eigentlich nur ganz Wenige und wenig Beachtliche etwa laut und unzweideutig und restlos zu leugnen wagen. Da ist ein Gebäude, dessen Bauart schon, auch abgesehen von den Symbolen, Bildern und Geräten, mit denen es geschmückt ist, in der Sprache alter oder neuer Architektenkunst verrät, dass es als Schauplatz ausserordentlicher Dinge gedacht ist. Da sind Menschen, nur 2–3 vielleicht, wie es ja hierzulande vorkommen soll, aber vielleicht auch einige Hundert, die, von einem merkwürdigen Instinkt oder Willen getrieben, diesem Gebäude zuströmen, wo sie – was suchen? Befriedigung einer alten Gewohnheit? Ja, aber woher diese alte Gewohnheit? Unterhaltung und Belehrung? Eine sehr merkwürdige Unterhaltung und Belehrung auf alle Fälle! Erbauung? Ja, so sagt man, aber was heisst Erbauung? Wissen sie es etwa? Oder wissen sie sonst, warum sie da sind? Jedenfalls sie sind da – und wenn es nur ein altes Mütterchen wäre –, und ihr Dasein schon weist hin auf ein Geschehen, das sie erwarten oder doch zu erwarten scheinen, das hier mindestens, wenn denn alles tot und ausgestorben sein sollte, früher einmal erwartet worden ist. Und da ist vor allem ein Mann, auf dem die Erwartung des da scheinbar bevorstehenden Geschehens in ganz besonderer Weise zu ruhen, zu lasten scheint, nicht nur weil er die Technik dieses Geschehens studiert hat und beherrschen sollte, nicht nur weil er von der Gesellschaft besoldet und angestellt oder doch fast widerspruchslos geduldet ist in der Funktion, deren Sinn offenbar dieses Geschehen wäre – nein, da ist nicht nur Mechanik, da ist Freiheit im Spiel, er selbst hat ja diesen Beruf ergriffen, Gott weiss aus was für Verständnissen und Missverständnissen heraus, aber doch so, dass es seine kurze, seine einzige Lebenszeit nun ganz und gar mit der Erwartung jenes Geschehens verknüpft hat. Und dieser Mann wird nun vor der Gemeinde und für die Gemeinde beten, wohlverstanden: beten – zu Gott! Er wird die Bibel öffnen und Worte voll unendlicher Tragweite daraus zur Verlesung bringen, Worte, die alle auf Gott sich beziehen. Und dann wird er auf die Kanzel steigen und – welches Wagnis auf alle Fälle! – predigen, d.h. aus seinem Kopf und Herzen etwas hinzufügen zu dem, was aus der Bibel verlesen ist, ‹biblische› Gedanken der Eine nach bestem Wissen und Gewissen, kühn oder auch matt an der Bibel vorbeiflatternde Gedanken der Andere: es hat ja der eine eine ‹positive›, der andere eine ‹liberale› Predigt gestern vorbereitet, aber verschlägt es so viel, wenn man den Gegenstand bedenkt? Von Gott scheint ja hier auf alle Fälle, *nolens volens* vielleicht, die Rede sein zu sollen. Und dann wird er die Gemeinde singen lassen, altertümliche Gesänge voll schwerer, unheimlicher Gedankenfracht, seltsame gespenstische Zeugen der Leiden, Kämpfe und Triumphe der längst entschlafenen Väter, alle an den Rand eines unermesslichen Geschehens führend, alle, ob Pfarrer und Gemeinde verstehen, was sie singen, oder nicht, voll Erinnerung an Gott, immer wieder an Gott. ‹Gott ist gegenwärtig!› Ja, Gott ist gegenwärtig. Die ganze Situation zeugt, ruft, schreit ja offenbar davon, und wenn sie, vom Pfarrer oder von der Gemeinde aus gesehen, noch so fragwürdig, kümmerlich und trostlos wäre, ja dann vielleicht gerade am meisten, mehr noch als da, wo Fülle und – menschlich geredet – gutes Gelingen das Problem der Situation halb oder ganz verdecken.³¹

31 Karl Barth: Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge, München 1929, S. 104f.

Nach dieser Phänomenologie des Gottesdienstes stellt Barth dann die Frage: «Aber was bedeutet diese Situation? Was ist das für ein Geschehen, auf das die Erwartung, die sich in ihm widerspiegelt, hinweist?»³² Und Barth kommt dann aus der Deutung heraus zu seinen theologischen Bestimmungen. Am Anfang stand für ihn also eine Phänomenologie des Gottesdienstes, an der seine theologische Deutung heraus entwickelt wird. Sie wird dieser Phänomenologie nicht entgegengestellt oder übergestülpt, sondern aus ihr heraus gleichsam theoretisch entsponnen.

Reformierter Gottesdienst: Verkündigung des Evangeliums – und wie!

Gerne stimme ich Matthias Zeindler zu, wenn er sagt: «Reformatorischer Gottesdienst ist evangelischer Gottesdienst, Gottesdienst, in welchem die freimachende Barmherzigkeit Gottes hör- und erfahrbar werden soll.» Ich widerspreche allerdings dem vorausgehenden Satz: «Für die Reformatoren war das Entscheidende ein Inhalt, nicht eine Form.» Ich widerspreche dem Satz in zweierlei Weise: Zum einen – und das ist eine ästhetische Erkenntnis: Form und Inhalt lassen sich nicht trennen. Zum Anderen: Bereits die Reformatoren haben diesen Zusammenhang gesehen: Zwinglis Abneigung gegen den Gesang, den er in Zürich vor allem als Litanei-Gesang kannte, war ein inhaltlich begründetes Vorgehen. Die *Form* der unverständlichen Litanen widersprach der *Klarheit* des Evangeliums. Und dann Luther: Wie kein Zweiter hat er zu seiner Zeit gerade auf die Sprach-Form des Evangeliums reflektiert. Das Evangelium sucht sich seine Form, seine bestimmte Form, eine «nova Sprach» wie Luther sagt. Luthers «Sendbrief vom Dolmetschen» (1530) ist nichts anderes als eine engagierte Hermeneutik des Zusammenhangs von Form und Inhalt.

Verkündigung des Evangeliums ist die gute Botschaft vom menschenfreundlichen Gott. Menschenfreundlichkeit Gottes bedeutet, dass – wie Karl Barth immer wieder sehr schön gesagt hat – Gott ohne die Menschen nicht sein will. Verkündigung des Evangeliums ist also nicht steile Botschaft von oben, sondern die Erzählung von dem Gott, der ohne uns Menschen nicht sein will. Postmodern bedeutet dies das Ende aller grossen Erzählungen, sei es von *dem* Christentum, sei es von *dem* Protestantismus. Ganz inkarnatorisch geht Gott ein in die kleinen Lebensgeschichten von uns Menschen. Diese – zugegeben! – theologisch steilen Sätze haben unmittelbare Konsequenzen für die Gestalt des Gottesdienstes. Die Liturgie muss auf eine doppelte Weise transparent sein. Transparent für die Gottesgeschichte in all ihrer Vielfalt und in all ihrem Spannungsreichtum und transparent in die individuellen Lebensgeschichten der Menschen hinein, die in einen Gottesdienst kommen. Also keine Insidergottesdienste, sondern – gut reformatorisch – öffentliche Gottesdienste, wobei *öffentlich* eine Qualität des Gottesdienstes

ist, die in jedem seiner Elemente erkennbar sein muss: Verständliche Gottesdienste, lebensbezogene Gottesdienste, menschenfreundliche Gottesdienste.

Gottesdienst – Rechtfertigung von Lebensgeschichten

Für Matthias Zeindler ist das Abendmahl der «Ernstfall des Gottesdienstes» mit einer drastischen Konsequenz: «Wer gemeinsam zum Abendmahl kommt, muss sich vorher versöhnen.» Irgendwie sind damit die starken Subjekte angesprochen. Und irgendwie gehöre ich da nicht so recht dazu. Ich gestehe, dass ich – nach dem Kriterium von Zeindler – ganz offensichtlich nicht selten am Abendmahl nicht ganz so legitim teilgenommen habe. So viel Versöhnungsleistung vorab überfordert mich.

Entlastung bietet mir da der Subjektbegriff, wie er im Kontext der Postmoderne, entwickelt wurde:

In der Tat ist der Typus Subjekt, der postmodern wiederkehrt, anders konturiert als der moderne. Er ist das jedenfalls dann, wenn man für die Moderne deren angestregten Subjektbegriff zum Dauermass erhebt, also einem Subjektbegriff, der schon seit langem eher eine Ideologie darstellt, als dass er durch die Praxis der Subjekte – noch der freisten und profiliertesten – gedeckt wäre. Denn ein absoluter Souverän, ein Herrscher und Meister – so die Quintessenz dieses angeblich modernen-notorischen Subjektbegriffs – ist das Subjekt postmodern in der Tat nicht mehr. Diese Subjektvorstellung ist passé. Nur bedeutet das keineswegs den Tod des Subjekts. Eher bedeutet es den Übergang zu einem Subjektbegriff, wie er Sterblichen ansteht und wie Lebendige ihn praktizieren. [...] das «schwache» Subjekt [ist] schon lange das wahrhaftigere und leistungsfähigere. In ihm kommt die eigentliche Stärke der Rationalität – ihre Vielartigkeit – zum Tragen. Solche Subjekte vermögen mehr zu kennen, mehr zu erfahren, genauer zu berücksichtigen und dann immer noch für anderes empfänglich zu sein.³³

Diese postmoderne Bestimmung des Subjekts, wie sie Welsch hier versucht, ist durchaus transparent für eine Anthropologie, wie sie von den Reformatoren entworfen wurde. Gottesdienst und Sakramente wären für mich der Ort, wo wir als schwache Subjekte willkommen sind. Ein Ort, an dem ich entlastet bin von dem Dauerstress, ein starkes Subjekt sein zu müssen. Gottesdienst wäre dann der Ort, wo ich eine elementare «Rechtfertigung meiner Lebensgeschichte» (Wilhelm Gräb) erfahre, Rechtfertigung durchaus in einem doppelten Sinn. Gottesdienst wäre der Ort, wo ich meine Versuche, mein eigenes Leben zu verstehen und zu entwerfen, vor Gott bringen kann. Und Gottesdienst wäre der Ort, wo ich erfahren kann – mit Matthias Zeindler gesprochen: in Wort und Sakrament! – dass vor allen meinen eigenen Versuchen, mein Leben zu entwerfen und konstruieren, Gott selbst schon lange Ja gesagt hat zu meinem Leben. Martin Luther hat diese postmoderne Konstellation des Gottesdienstes *avant la lettre* in seiner Torgauer

33 Wolfgang Welsch: *Unsere postmoderne Moderne*, Berlin 1993, S. 316.

Kirchweihpredigt vom 5. Oktober 1544 ganz elementar zum Ausdruck gebracht: «Meine lieben Freunde, wir wollen jetzt dieses Haus einsegnen und unserem Herrn Jesus Christus weihen. Das gebührt nicht mir allein, sondern ihr sollt auch zugleich mit angreifen, auf dass dieses neue Haus dahin gerichtet werden, dass nichts anderes darin geschehe, als dass unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.»³⁴

34 Zitiert nach: Michael Meyer-Blanck (Hg.): Liturgie und Liturgik. Der Evangelische Gottesdienst aus Quellentexten erklärt, Gütersloh 2001, S. 29.

Replik auf das Plädoyer von Albrecht Grözinger

Matthias Zeindler

Gott sucht die Menschen

Albrecht Grözinger hat völlig Recht, «reformatorisch» und «postmodern» bezeichnen keinen Gegensatz, mehr noch, sie können einander sogar gegenseitig erhellen. In seinem Beitrag führt er in überzeugender Weise vor, was dies heissen könnte. Und ich möchte behaupten, es gelingt ihm dabei, postmoderne Perspektiven als eigentliche Weiterentwicklungen reformatorischer Ansätze zu interpretieren. In diesem Sinne möchte ich seinen Faden jedenfalls aufnehmen.

Sichtbarer und unsichtbarer Gottesdienst

Postmodernes Denken versucht zu vermeiden, die Vielfalt der Phänomene in ver-eindeutigende Schemen einzuzwängen. Was ist, soll zunächst in seiner sperrigen Diversität stehen gelassen und nicht definitorisch vereinnahmt werden. Zwar kommt kein Denken ohne Schemata und Unterscheidungen aus, diese sollen aber beweglich gehalten werden und vorläufig bleiben. Diese erkenntnistheoretische Methodik kann nochmals theologisch interpretiert werden. Ein Denken, das von der reformatorischen Einsicht herkommt, dass Welt und Menschen von Gott bejaht sind, muss mit seinen eigenen Festlegungen höchst zurückhaltend sein. Denn was ist, lebt nicht von Gnaden menschlichen Handelns und Urteilens, es lebt aus der barmherzigen Schöpfermacht Gottes. Menschliches Denken kann die Welt deshalb nicht konstituieren, nicht setzen, es kann sie lediglich entgegennehmen. Angesichts von Gottes Ja gibt es deshalb nur schwaches Denken.

Genau dieses Entscheidende allerdings, das Ja Gottes, lässt sich an den Phänomenen nicht ablesen. Weltliches, zumal Menschliches, erscheint immer als zutiefst ambivalent, als eine Mischung von Gut und Böse, von Schmerz und Glück, von Bewirken und Erleiden. Dass aber diese Welt Schöpfung Gottes ist, dass die Menschen täglich aus Gottes Güte leben, erscheint an den Phänomenen nicht. Es ist eine zentrale Aufgabe des reformatorisch verstandenen Gottesdienstes, dies für die Menschen hörbar und erfahrbar zu machen. Wo im Gottesdienst der Herr mit uns redet, wie es das von Albrecht Grözinger aufgenommene Schlusszitat Luthers ausdrückt, dort wird in die weltlich-menschlichen Ambivalenzen hinein Gottes eindeutiges Ja gesprochen.

Auch das Entscheidende am Gottesdienst ist übrigens an den Phänomenen nicht ablesbar. Das dürfte eine wichtige Einsicht sein in einer Gesellschaft, in welcher nach gängiger Auffassung der Gottesdienst auf dem absteigenden Ast ist. Die Kurven der Gottesdienstbesucher zeigen in den letzten Jahrzehnten stetig nach unten, wobei Ausnahmen an einzelnen Orten die Regel bestätigen. Ob aber unsere

Gottesdienste Versammlungen sind, in denen Menschen durch den nahen Gott aufgerichtet werden, können uns diese Zahlen nicht sagen. Diese Zuversicht haben wir allein durch die Verheissung Jesu: «Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen» (Mt 18,20).

Rechtfertigung von Lebensgeschichten

Albrecht Grözinger weist auf eine weitere Affinität von postmoderner Theorie und reformatorischer Theologie hin. In beiden geht es zuallererst darum, unsere Lebensgeschichten gelten zu lassen. John Updike, der grosse amerikanische Romancier, lässt in einem seiner Romane einen Pfarrer sagen: «Generalisations belong to the Devil; particulars to the Lord» – Verallgemeinerungen gehören zum Teufel, Besonderheiten zu Gott.³⁵ Das ist ein Satz gegen den Volksmund, der weiss, dass der Teufel immer im Detail sitzt, aber auch ein Satz gegen eine altehrwürdige philosophische Tradition, laut welcher Gott stets für das Allgemeine steht. Verallgemeinerungen sind praktisch, entlastend und manchmal unumgänglich. Sie machen Menschen, Dinge und Verhältnisse überblickbar und handhabbar. Sie tun aber auch Unrecht, weil in ihnen Aspekte der Wirklichkeit übersehen, weggestrichen oder zugedeckt werden. Mit dem Ergebnis, dass Verallgemeinerungen den einzelnen Menschen, Dingen und Verhältnissen nicht gerecht werden.

Im reformatorischen Bekenntnis zum Ja Gottes steckt auch die von Updike ausgesprochene Gewissheit, dass Gott die Wirklichkeit anders ansieht. Nämlich mit einem achtsamen Blick, einem Blick, der aufmerksam ist für die Besonderheiten, die jemanden zu dem machen, was er oder sie ist. Gottes Blick, so unsere Hoffnung, ist ein geduldiger, interessierter, ein barmherziger Blick.

Gottesdienst in reformatorischer Tradition heisst deshalb – für Gemeinde und Leitende – auch Einübung in einen achtsamen Blick. Dies dürfte mitgemeint sein, wenn Albrecht Grözinger vom Gottesdienst fordert, dass er verständlich, lebensbezogen und menschenfreundlich sei. Es geht hier um das, was man als Konkretheit des Gottesdienstes bezeichnen kann: Konkret sind Gottesdienste und im Besonderen Predigten dann, wenn Pfarrerinnen sich hüten vor Generalisierungen, Klischees, Ungenauigkeiten und undifferenzierten Behauptungen.³⁶ Denn eines liegt auf der Hand: Wo die Wirklichkeit nicht angemessen wahrgenommen wird, kann man auch die befreiende biblische Botschaft nicht treffend zusprechen.

35 John Updike: *A Month of Sundays*, New York 1974, S. 164.

36 Vgl. Peter Bukowskis «Beichtspiegel» zum Umgang von Predigenden mit der Wirklichkeit, in: ders.: *Predigt wahrnehmen. Homiletische Perspektiven*, Neukirchen-Vluyn 1990, S. 93–104.